

# Ansichten in Abrissen

Calwer Portraits



Róża Domaścyna



Róža Domašcyna

aus Bautzen, gebürtige Oberlausitzerin. Nach der Ausbildung zur Wirtschaftskauffrau war sie als Ingenieurökonom des Bergbaus elf Jahre lang im Braunkohlenwerk Knappenrode beschäftigt. Von 1985 bis 89 Studium am Literaturinstitut in Leipzig.

Schreibt in deutscher und sorbisch-wendischer Sprache: Lyrik, Dramatik, Nachdichtungen, Essays - Herausgeberin. Förderpreis zum Mörikepreis der Stadt Fellbach (1994), Förderpreis zum Čišinskipreis der Stiftung für das sorbische Volk (1995), Anna-Seghers-Preis der Anna-Seghers-Stiftung Berlin und Mainz (1998), Literaturpreis des Exil P.E.N.-Clubs (2001). Zahlreiche Bände mit Lyrik und lyrischer Prosa dominieren die Veröffentlichungsliste der Hesse-Stipendiatin.

Zusammen mit Angela Hampel drei Lyrik-Grafik-Bände. Kinderökomärchen "Die Ballonrakete/Balloonraketa", 1994 im Deutsch-sorbischen Volkstheater in Bautzen uraufgeführt, Hörspiele und Features. Róža Domašcyna gibt den Literaturalmanach "Wuhladko" mit Nachdichtungen und Übersetzungen zeitgenössischer Literatur aus Fremdsprachen ins Wendische heraus, verfasst Kritiken und Beiträge in Anthologien.

Róża Domaścyna

# Ansichten in Abrissen

Entstanden während des  
Hermann-Hesse-Stipendiums  
in Calw, Februar bis April 2002

Alle Rechte vorbehalten

Sonderdruck  
der Sparkasse Pforzheim Calw  
2005

Róża Domaścyna

## **Ansichten in Abrissen**

Entstanden während des  
Hermann-Hesse-Stipendiums  
in Calw, Februar bis April 2002

Alle Rechte vorbehalten

Sonderdruck  
der Sparkasse Pforzheim Calw  
2005

„Heimat ist in dir drin, oder nirgends.“

Hermann Hesse

I gang of Kalb – Ich gehe hinunter nach Calw!

Es ist der zweite Februar. Ich quere Deutschland. Die Quecksilbersäule zeigt zwanzig Grad plus und die Sträucher am Wegrand sind in den Spitzen schon violett. Am Ziel, beim Füsse vertreten, abends nach neun, sind nur wenige Spaziergänger unterwegs – und ich höre kein Wort deutsch. Abends in Deutschland kein Wort deutsch. Das also ist hier Normalität. Aber wieso sollte Normalität etwas anderes sein, als das Unverhoffte, Unvorhergesehene? In der Fußgängerzone werben Plakate für die Masuren. Ablichtungen einer Seenlandschaft, die noch Romantik und Wildnis verspricht. Später dann klopft es ans Fenster. Es sind Tauben. Wie heißt es im Wendischen? Wenn Vögel an die Scheibe picken, ist es ein Gruß, ein Adé. „Adej, adej ...“ heißt es in einem der bekanntesten Abschiedslieder im Wendischen. Also Adej Lausitz.

Folgendes begann damit, dass meine Friseurin mich bei der Haarwäsche ausfragte, was ich denn in Calw so mache. Ich sagte also: „na Tagträumen und so was“. Sie muss irgend-

wie nicht richtig hingehört haben, denn sie schlussfolgerte: „wer hat heut scho Zeit.“ Und ich sagte: „na ich“. Und um mein Gesicht nicht ganz zu verlieren, setzte ich noch hinzu: „und ich gehe ins örtliche Museum, ins Hermann-Hesse-Museum“. Worauf sie die Stimme erhob und mir halb belehrend im schönsten Schwäbisch sagte, dass sie in Calw geboren sei und schon 26 Jahre am Stück im Ort lebe, aber in diesem Museum niemals, wirklich noch niemals gewesen ist. – Da kam mir Hesses Aussage: „Die Wirklichkeit ist das, womit man unter gar keinen Umständen zufrieden sein kann ...“ in den Sinn und ich beschloss, mir das Haar schneiden zu lassen. Dieser Umgehung des Museums, das kaum einen Steinwurf von ihrem Arbeitsplatz entfernt ist, wollte ich auf die Schliche kommen. Bei der Haarwäsche, als sich unsere Blicke ab und an im Spiegel trafen, begann ich, ihr den Besuch schmackhaft zu machen. Sagte Sachen wie: „da ist er beim Chianti in Montefalco zu bewundern, auch Schreibtischutensilien, eine Brille, ein schwerer Brieföffner, Stempel und Tintenfass – ein Tintenfass hat wohl auch Ihre Großmutter noch besessen“.

„Ach“, seufzte sie, und mir kam ein, dass das mit der Großmutter wohl zu weit hergeholt gewesen sein könnte.

„Da ist einer seiner zwölf Leinenanzüge zu sehen, die er sich für die Reise nach Süd-

ostasien machen ließ“, versuchte ich es erneut. „Leinen tragen heute besonders Gesundheits-freaks“.

„Ach“, machte sie wieder und schielte in die Ecke, wo halb hinter einem Stellschirm ein angegessenes Stück Schwarzwälder Kirschtorte wartete, „so was koschded heutzutage ein Vermöge“.

„Und dann“, ließ ich mich nicht beirren, „sind da so Bilder zu sehen, in schwarz-weiß zwar, aber eindeutig. Hesse beim Nacktklettern 1910 in Amden am Walensee“.

Sie hob den Kopf. Ich versuchte, ihren Blick einen Moment im Spiegel festzuhalten. „Splitterfasernackt,“ fuhr ich fort, sie stutzte, „zwar von hinten, aber ...“.

Sie griff mir ins Haar und zog meinen Kopf zu sich, dass mein Blick plötzlich auf der weißen Salondecke kreiste. Dann begann sie mit dem Nassschnitt, den Kopf über den meinen gebeugt. Als sich unsere Blicke wieder im Spiegel kreuzten, waren ihre voller Selbstgewissheit und meine erschrocken. Doch ich wollte nicht aufgeben, wollte zur phantasievoll beschreibenden Geste des „aber ...“ ausholen, dabei wischte meine Hand einen Stapel Zeitschriften vom Tisch. Knackig braune Männerkörper lagen auf dem Fußboden und meine Friseurin sagte „fertig!“ Oder sagte sie „fertsch“?

Ich bin mir nicht sicher, denn ich sah auf den Pelz zu meinen Füßen: Gewöll – Geschwätz,

dachte ich, und wollte es nochmals probieren. „Nischd zu mache!“ Sie lachte. Lachte so, als hätte sie mich eben nicht gerupft, und in diesem Lachen war noch das sch von vorhin, diese gezischelte Selbstverständlichkeit.

Da wusste ich, wieso mir das Schwäbische so gewohnt in den Ohren klang. In diesem sch hatte es eine Verbindung zum Lausitzischen. Zu Namen, wie Zschippang, Zitschickgk, Zieschank, Bläschke oder Domaschke.

„Gut gschwätzt“, sagte sie, und „kommen sie eben auch mal wieder, auf ei Häferle“. Ich versprach es und sann im gleichen Moment nach, mit welchen Argumenten ich sie wohl zum Museumsbesuch überreden könnte. Wenn ich ihr den Einlass bezahlte, oder ein höheres Trinkgeld gab? Nein, geldlich schien sie nicht bedürftig zu sein. Ich senkte den Kopf und schlich an meinem Spiegelbild vorbei.

Wann war mir dieses gezischelte sch erstmals aufgefallen? Es muss im Frühjahr 1990 gewesen sein. Eine Freundin aus Saarbrücken besuchte mich. Wir gingen durch die historische Altstadt Bautzens. Da sprachen uns zwei junge Männer an, die das „Gelbe Elend“ suchten. Als sie erfuhren, es liege etwas außerhalb, waren sie enttäuscht.

Was hatten sie sich vorgestellt? Einen Knast und ein paar Hütten drum rum? Ja.

Was hatte ich mir hier vorgestellt?

Im Kaffee hat mir ein Herr einen Stadtrund-



gang angeboten. Was mich stutzig machte, war sein fast fehlendes sch. Diese gehauchte Andeutung eines s-c-h, die ihn als nicht ganz von hier dingfest machte: Thomas aus Leipzig. Mit 18 ist er dort weg. Und hier ist er Zuhause, seit langem schon. Hat ein Haus und macht Stadtführungen. Sei also den umgekehrten Weg gegangen, wie der Bergbaubarde Ulrich Rülein (ca. 1465 – 1523), der in der Calwer Oberen Mühle geboren und in Leipzig gestorben ist. Im Gehen erfahre ich Geschichten dieser Stadt. So über das Mezzanin, das Halbgeschoss, das knapp die Höhe eines Erwachsenen hat, als Lagerraum gedacht war und im Mittelalter im Angriffsfall den nahen Dörflern notdürftig Unterschlupf bot.

Ich erfahre die Geschichte der Frau in weiß, die einen Käufer des alten Kaffeehauses so nachhaltig im Bett erschreckte, dass der Verkäufer eine Klausel in den Kaufvertrag einfügen musste: ‚nach drei Wochen ungestörter Nachtruhe erst veräußert‘. Er erzählt vom Mord, der 1988 in Calw geschah, vom historischen Überfall am „Sautürle“, der auch nicht ohne Mord abging und von der Industrie, die hier mal war: vom Floß- und Holzhandel, dem Salzhandel, der Tuch- und Deckenfabrik.

Im Haus, wo bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts das Salzmonopol der Stadt florierte, dem so genannten „Salzkasten“, habe Hesses Mutter unterrichtet. Sie war die erste Englisch-

lehrerin an einer öffentlichen höheren Schule Württembergs. Ja – und das hier in Calw! Und Hesse – überhaupt Hesse! Nach der schlimmen Überschwemmung im Dezember 1947 habe er Tausende Schweizer Franken für die in Not geratenen Städter gespendet.

Kalb wäre nicht Calw ohne Hesses Geburtshaus. Aus den Fenstern, wo die Abendsonne hereinscheint, kann ich die hintere Giebelwand sehen. Mit einer Badewanne davor, freistehend im Dachterrassengarten. Das hätte Hesse gefallen. Auch die Katze Hermine, die der Dichter Kito Lorenc in seiner Calwer Besprechung beschrieb. Getigert sitzt sie vor den zwei Futternäpfen und den drei geöffneten Fensterflügeln auf der Fensterbank, außen, und dem Mann vor dem Aktenschrank, innen. Von Zeit zu Zeit hebt er den Kopf und beobachtet, wie sie so dasitzt, auf die Vorderpfoten gestützt.

Hermine registriert, wie dem Schrank Ordner entnommen, vorsorglich auf den Tisch gelegt, geöffnet und geschlossen werden. Wie sie wieder in Reih und Glied im Fach verschwinden, wie zu Feierabend das Rollo am Schrank hochgezogen wird und der Mann mit dem dunklen Lockenhaar pünktlich das Fenster schließt, das Licht löscht und geht, ohne den Vorhang zugezogen zu haben. Denn nicht er ist es, der beobachtet, es ist die Katze Her-

mine, und mir deutet, dass sie schmunzelt, mit dem selbstverständlichen Lächeln eines Lebewesens, das sich vollkommen sicher frei bewegt.

„Wo ist man noch sicher?“, fragt Ingrid und sucht wiederholt nach ihrer braunen Handtasche. In der dunklen, nur von wenigen Kerzen beleuchteten Kirche des ehemaligen Klosters St. Aurelius in Hirsau hat Ingrid für einen Moment die Tasche abgestellt, sie hat die Schlüssel und die Geldbörse herausgekramt, Münzen in den Opferstock gesteckt, mich am Arm genommen und durch den stockdunklen Hof zu ihrem Auto geführt. Erst vor dem Haus hat sie im Auto die Tasche nicht gefunden. Wir haben sie in der Kirche gesucht, und im Hof, haben uns zusammengereimt, dass sie jemand genommen haben muss, in der Kirche, in den Minuten, als wir im Auto saßen. Eine sonderbare Geschichte.

„So etwas ist hier schon öfter passiert“, meint Ingrid. „Aber ich bin gewappnet und auf alles gefasst – das lernt man, wenn man zwei Jahre lang rund um die Uhr von der Stasi bespitzelt wurde. Von Menschen, die wissen, hinter welchem Fenster man zu welcher Uhrzeit sein muss. Aber die haben wir reingelegt – mein damaliger Freund und ich.“ Und die Tasche? Ohne Schlüssel, Geld und Kreditkarten eine Enttäuschung für den Dieb.

„Das nennt man Intuition“, bringt es Ingrid auf den Punkt.

Es klingelt. Durch den Türspion sehe ich eine Hand voll Schneeglöckchen. Ich öffne – und da steht sie. Klein, zierlich, aber mit einem so gewinnenden Lächeln, dass ich nicht anders kann, als sie hineinzubitten. Aus ihrem Garten sagt sie, und sie komme, weil sich eine Vorgängerin öfters einsam gefühlt hat, um dem vorzubeugen, gewissermaßen, und um mich einzuladen, zu sich, zu einer Tasse Kaffee oder Tee.

Sie sieht den Computer angeschaltet, sieht die Papiere ringsum. Sie will nicht stören. „Aber kommen sie doch vorbei!“ Gern. Sie sagt die Telefonnummer, die Anschrift, den Namen: Marie-Luise.

„Ist es weit?“

„Nur ein Stück den Berg hinauf, hier in Kalb ist ja alles nah.“

Ich gehe hin, ziehe an der Klingelschnur. Sie öffnet, und ich befinde mich in einem Haus voller Geschichten. Ihre Mutter, bemerkt sie, habe mit Mädchennamen Fanny Gundert geheißen und war 13 Jahre jünger als Hesse. Hieß nicht auch Hesses Großvater Gundert? Durch eine halb geöffnete Tür sehe ich die Einrichtung des Flurs fortgesetzt: Jugendstil. An der Wand das Bild einer jungen Frau, die Marie-Luise ähnlich sieht.

„Das sind Sie“, staune ich.

„Ja, treten Sie ein, schauen Sie sich das an.“  
Ich betrachte das Gemälde genauer, schweife ab. Sehe Aquarelle von Hesses Hand.

„Dieses hat er meiner Mutter geschenkt, seiner Cousine.“ Ich sehe auch eine Darstellung der Mutter, mit Geige, sie war Geigerin in Stuttgart und Calw.

Und dann erzählt Marie-Luise von Montagnola, wo sie auch schon gewesen sei, erzählt von ihrem Großvater Friedrich Gundert, seinem Versandbuchhandel und vom Calwer Verlag. Zuhause waren sie vier Geschwister und sie hat auch vier Kinder. Marie-Luise spricht von den Enkeln und davon, dass kleine Kinder „wie Blättchen aufgehen“. Sie zeigt mir ihren Garten, der wild anmutet und in den ein Blindgänger gefallen ist, 1945. Da hat sie den Kindern verboten, im Sandkasten zu spielen.

„Lange hat die Bombe dort gelegen“, erinnert sie sich, „doch wir haben die Gefahr gar nicht so bemerkt, denn dann war es ja Frieden. Und das war das Wichtigste.“

Friedlich ist dieses Haus, der Raum mit den vollen Bücherregalen geprägt von ihrer Persönlichkeit.

„Im Steinbruch ist der Blindgänger dann zur Detonation gebracht worden, rundum sind die Fensterscheiben geborsten.“ Sie erzählt vom Krieg und davon, dass ihr Mann in Russland gewesen sei.

„Auch hier waren Russen. Nebenan. In der Gärtnerei haben russische Kriegsgefangene gearbeitet. Unter ihnen die Anna mit ihrem Sohn. Der hat mit meinem Ältesten gespielt. Spielend haben die Kinder Wörter voneinander gelernt. Man kann gar nicht genug Sprachen in sich aufnehmen.“

Das zeigt die Begebenheit mit Rübli, einem Nachkriegskind. Als Ferienkind war es öfter bei ihnen und eines von Marie-Luises Kindern in Rübli's Familie in der Schweiz, so lernten die Kinder gleich auch die jeweils „andere Sprache“.

Was im Hochdeutschen z. B. die Mohrrübe ist, ist im Schweizerischen das Rübli. Das hat dieses Mädchen hier vehement gegen das hiesige Gelberübe durchgesetzt. Somit ist es an ihr haften geblieben. Zum Streit kam es nur einmal, als justament das Rübli im Haus war und ein schwächlicher Junge aus Essen anreiste. Am Frühstückstisch verlangte die Kleine ihr Comfü, der Essener behauptete, das heiße richtig Marmelade. Marie-Luise wusste den Kompromiss: „Hier heißt es Gsälz – und das gilt!“

„Wie viele Sprachen sprechen Sie?“

„Zu wenige“, antworte ich, „russisch hatte ich ab der fünften Klasse.“

Ein paar Brocken russisch verstehe sie auch, bemerkt sie, und etwas portugiesisch, spanisch lerne sie noch.

„Aber es geht nicht mehr so schnell, wenn man hoch in den Achtzigern ist. Außerdem bin ich Musiklehrerin, gebe noch Privatstunden, habe immer Privatstunden gegeben.“

„Gesengde Ware isch vom Umtausch ausgeschlossen!“ tönt eine Angestellte im Kaufhaus, wohin ich einen übergroßen Schnäppchenpullover zurückbringen wollte.

Im Spiegel gegenüber sehe ich, wie ich eröte. Ich ramsche ihn wieder in den Plastikbeutel und gehe, nur noch den Ausgang im Blick. Schlussverkauf – als ob mit irgendwas Schluss wäre, oder überhaupt Schluss. Manche Läden machen den Schlussverkauf das ganze Jahr. Durchgestrichene fiktive Preise, nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung unwahrscheinlich. Ich drängle mich an zwei Frauen vorbei, die sich gleich eine ganze Kleiderstange mit Pullis und Blusen vor die Ankleidekabine gerückt haben. Sie probieren mit wachsender Begeisterung, mustern die Schnitte, befühlen die Stoffe und unterhalten sich laut polnisch. Ich lausche, verweile doch noch etwas. Diese Laute waren vor der politischen Wende oft in den Kaufhäusern der Lausitz zu hören. Sie hier zu vernehmen – gut so!

Die Adécke des Kaufhauses bevölkert ein dunkelhaariger junger Mann mit seinem Stand. Das Hemd reinweiß, die Schürze lackweiß. Meeresfrüchte bietet er an. Alles für die

Party. Sie liefern auch nach Hause! Ich bleibe stehen und lese.

„Nur koschde, Madame“, sagt er und spießt einige Happen auf ein Holzstäbchen.

„Nur koschde!“ Schon hält er mir das Stäbchen vor den Mund. Berührt ihn. Während ich noch kaue, versteht er meine Kopfhaltung als Nicken. In nullkommanichts füllt er einen Abendbrotteller mit Krabbenfilet und Tintenfischringen, wiegt ab und lächelt. Legt zwei gratis Salatzugaben drauf, die er nicht wiegt, wie er betont, und verlangt ein kleines Vermögen. Und die ganze Zeit, während ich noch aus dem bunten Marinadeeinerlei die einzelnen Fischarten herauszuschmecken versuche, äugelt er mich mit seinen schwarzen Augen an, bis mir ganz blümelant wird und ich eine Ahnung von Verkaufsstrategie bekomme.

„Calw?“ fragt Johann aus Bremerhaven, dem ich von meinem Stipendium erzähle. „Calw an der Nagold“, bestätige ich.

„N-a-g-o-l-d“, buchstabiert er, „dieser Name ...“ und schweigt in seinen graumelierten Bart. Er meint die Nagolder Fallschirmjägerkaserne, die in den sechziger Jahren durch die „Schleifer von Nagold“ berüchtigt wurde. Im anschließenden Prozess erwies sich, dass die Ausbilder der Bundeswehr von Wehrmachts-offizieren geschult wurden und rüde Metho-



den in ihrem Geiste durchführten: Hitzemärsche „mit Einlagen“.

In der Mittagshitze komme ich an der Grund- und Hauptschule vorbei. Die Kinder haben Schulschluss. Lauthals stürmen sie mir entgegen – die brünetten, blonden und die schwarzhaarigen mit den schwarzen Augen. Alle möglichen Sprachen benutzend drängen sie in den Verkaufsraum der kleinen Bäckerei, in die Kebab-Stube, oder essen eine Fischsemmel auf der Straße. Der kleine Platz vor der Schule leert sich. Da fällt mein Blick auf die Wandarbeit aus dem Jahre 1952. Die fünfziger Jahre – war es nicht in den Fünfzigern, als der Antrag, dem hiesigen Gymnasium Hesses Namen zu geben, mit sechzehn zu einer Stimme abgelehnt wurde?

Die Art der auf der Giebelwand dargestellten Personen erinnert mich stark an eine Arbeit in Bautzen. In der Bahnhofshalle, wo die Gewerke dieser Stadt gezeigt werden, oder genauer, die ehemaligen Gewerke. Die gleichen heldischen Profile, die gleiche heroische Haltung, nur die weiße Friedenstaube, schräg oben, fehlt im Bautzener Bahnhof. Aber die Aufschrift „Einigkeit macht stark“, hätte genauso dort in den Putz gegraben worden sein.

Ich denke an die Kaserne und die Umtriebigkeit von Einsatztruppen. Während ich über Einigkeit nachdenke, inspiziere ich die Kebab-

Stube, die vor Schülern überquillt. Hier geht es vom Tisch auf die Hand. Hier ist alles frisch. Ich trete ein – und reihe mich ein. Ich vergesse, dass es die Nagolder Kaserne nicht mehr gibt, die Calwer aber sehr wohl.

Obwohl – Uniformen habe ich in Calw nur einmal gesehen. An einem Samstagmittag. Die Händler hatten ihre Stände aufgestellt. Etwas abseits des Gewusels saßen zwei jüngere Männer. Sie saßen auf einer Decke unweit der Eisdiele, wo die Stühle vorm Geschäft gut besetzt waren. Die Männer rauchten, hatten Marschgepäck bei sich und einen Deutschen Schäferhund. Was sie trugen – waren das Tarnanzüge? Schirmmütze und Anzug in khaki-oliv-gelb. Das heißt, eine Mütze lag ihnen zu Füßen: ein Bettlerhut.

„Das waren keine Soldaten“, meinte meine Friseurin, „sowas kann man kaufen. Stadtstreicher waren das. Und übrigens ist hier sowieso nur die KSK.“

Die Plakate haben gewechselt: „Stell dir vor, du bist Kind und musst schießen“. Ein graues Phantombild in Uniform und mit Knarre. Aus seinen Fußstapfen rennt ein Junge. Südländisch, schwarze Augen, Kraushaar. Wieso ein Südländer? Wann fing das an, dass Uniform und Schießbeisen (ich sage nicht Gewehr, denn es geht auf dem Plakat nicht ums „sich wehren“) den dunkelhäutigen, dunkelhaari-

gen Menschen zugeordnet werden? Wer hat dieses Plakat gefügt, wer wollte die Aussage machen: SIE werden zur Waffe gezwungen.

Nachts sind manchmal Detonationen zu hören. Dumpf, irgendwie nah. Schüsse oder Explosionen. Nachts lese ich von Amalia Hedwig von Leiningen (1684 – 1756), lese ihre Meinung zu Kriegen: „sündlich und ein Greuel vor Gott“. Lese von Menschen „die da zertreten und sich zertreten lassen um des leydigen Geldes, Gewinnes der Lust, Pracht, Hoffart und dergleichen mehr“.

Ein Nachmittag im alten Kaffeehaus. Die Besucher spielen Halma oder Mensch ärgere dich nicht, die älteste Besucherin ist über neunzig. Sie ist auf dem Weg zum Bus, oder „auf der Bus“, wie sie mich belehrt. Die jüngste Besucherin bin an diesem Tag ich. Kaffee schlürfend höre ich zu und mache mir Notate. Diese Deminutivformen: Schätzle, Mädle, Bärbele, Marile, tschüßle, adéle erinnern mich an das Wendische, wo Verkleinerungsformen auch stark vertreten sind – als Ausdruck von Zuneigung und Wertschätzung. Ein joomr oder wendisch jamor, dass das hochsprachliche Deutsch diese Formen als ironische Abwertung registriert. Jetzetele und sodele – ich übersetze mir das ins Wendische und komme auf nehtkole und tajkele. Drei Silben, die Endung auf „-le“ – diese Ähnlichkeit! Im Gespräch

höre ich auch Anklänge an den Dual, der im Wendischen gang und gäbe ist, auch die Bezeichnung di Fies scheint mit dem Wendischen noze verwandt. Gilt sie doch hier wie dort für Bein und Fuß.

Ebenso die Ausrufe, wie Huijòòz – Herjjehs! oder Befehlsformen, wie Hü – hij! Öha – hija! Hodüü – hodschi! Hüscho – histe! fördern nicht nur phonetisch Gleiches zutage, sondern auch die Erkenntnis, dass ich schon als Kind auch schwäbisch sprach, als ich unsere Kuhwendisch antrieb.

„Sady naschej pjecy kuntwory hraja“, sie singt das Kinderlied beinahe perfekt wendisch. Erna aus Altburg. Dann fragt sie so Sachen, wie: „Was ist ein Wende anderes, als ein Deutscher?“ Ich sage, ich weiß es nicht.

In Neubloaschütz bei Bautzen ist sie geboren. Zuerst ist sie in Göda, später in Bautzen zur Schule gegangen, ab 1931. Die Schule hieß Sankt Michael.

„Kennen Sie die?“

„Nein.“

Die ersten sieben Jahre hat sie bei der Großmutter gelebt und bei der Tante Emma. Die sprachen wendisch, auch mit ihr. Eines Tages waren sie zu einer Feier eingeladen, wo der Tisch reich gedeckt war. Dort ist eine sehr alte Frau in die ‚Gute Stube‘ gekommen, hat ihnen beim Essen zugesehen und gesagt: „Boscho,

kak te dscherju“. Ob ich denn weiß, was das bedeutet? Ich zögere. Da sagt sie es: „Oh Gott, wie die fressen.“

Als der Großvater starb, an jenem Abend, sie war eben vier, nahm Großmutter Maria sie an die Hand und wies zu den Sternen: „Dort ist er jetzt.“

„Ich hatte eine glückliche Kindheit“, beginnt Erna. Und dann erzählt sie von einem wechselvollen Leben zwischen holländischer Grenze, Berlin, Stuttgart, Althengstett, Hirsau und Altburg. 1955 ist sie nach Westberlin gegangen, auch für ihre Tochter habe sie das getan, die sollte es besser haben. Zuvor war Erna kaufmännische Sekretärin in einer Gießerei und Maschinenfabrik in Berlin-Lichtenberg. Gekündigt habe sie dort noch, damit alles seine Ordnung hat. Später betrieb sie eine Pension. Wortreich erzählt sie und ich versuche ihren verschlungenen Lebensschilderungen zu folgen. Sie liebe das Fotografieren, sagt sie, und manchmal schreibe sie auch. Gedichte und Bildergeschichten. Über ihrem Bett hängt eine ihrer Fotografien: hinter einem fast entlaubten Baum die Dämmerung – rotschwarz, apokalyptisch.

Sie holt alte Fotos: die Hochzeit ihrer Mutter mit dem Mann, den Erna als Vater ansah, der ihr seinen Namen gab, obwohl das nie irgendwo eingeschrieben worden ist. Unter diesem Namen ist sie dann zur Schule gegangen. Und

wieder erzählt sie von der Großmutter, der Tracht der evangelischen Wenden um Bautzen – schwarze Kleidung, Mittelscheitel.

„Trägt das heute noch jemand täglich?“

„Mir ist niemand bekannt.“

„Als Kind bin ich einmal in eine katholische Kirche geraten“, erinnert sie sich. „Der Mann mit dem Weihrauchkessel trug keinen Talar, sondern bunte Kleider. Er kam geradewegs auf mich zu, als wüsste er, dass ich nicht dazu gehöre. Und ich erstarrte. – Wie ist das heute? Die Kriege haben doch mit Religionen zu tun! Immer noch. Sind denn Religionen für Kriege gut – und wären ohne Religionen keine Kriege?“

Wir gehen in den Garten, sie zeigt mir, wo der Marder wohnt, zeigt den Froschteich. In der lebenden Hecke lärmen Amseln. Bald fliegen sie fort, und auch sie möchte weg. Vielleicht heim? Wo das ist, weiß sie.

Der letzte Tag im historischen Bild. Ich studiere die Anschlagtafeln an den Gebäuden – viel Hesse, viel Geschichte. Wo finde ich Straßennamen, die an Frauen erinnern? Am Rathaus ist eine Gedenktafel für die Kommunalpolitikerin Else Conz (1875 – 1969) angebracht. Eine Tafel für Erna Brehm (1924 – 1951), die, der Rassenschande beschuldigt, im KZ Ravensbrück als politische Gefangene geführt wurde, finde ich nicht. An den Fol-

gen dieser Inhaftierung ist sie in Calw gestorben. Es ist auch keine Straße nach ihr benannt. Ihr ist 1941 auf dem Marktplatz öffentlich der Kopf geschoren worden.

Im Calwer Stadtteil Alzenberg finde ich die Auguste-Supper-Straße. Sie wurde 1963 nach einstimmigem Beschluss des damaligen Gemeinderates so benannt. Die Schriftstellerin Auguste Supper (1867 – 1951) lebte zeitweise in Calw. Sie stand dem NS-Regime nah, was auch in ihren Arbeiten zum Ausdruck kam. 1994 sind in der SPD-Fraktion Überlegungen laut geworden, einen Antrag zur Umbenennung dieser Straße zu stellen. Dabei ist es bis heute geblieben.

Am Laden der Friseuse halte ich inne und beschließe, sie Margaret zu nennen. Nach Hesse, der über Margaret – ein schönes Mädchen, vor dem der junge Hesse den Hut zog, dem er Verse schrieb – gesagt hat: sie „war fröhlich, sang und klang und hatte Sonne in den rot-blonden Kraushaaren.“ Sie sieht auf. Ich hebe die Hand und weise in Richtung Museum. Da kommt es mir vor, dass durch die Schaufensterscheibe ihr: „Nischd zu mache!“ antwortet. Im Museum zögere ich wiederholt vor Hesses Tintenfass mit der denkwürdigen Aufschrift: „Was man schreibt, das immer bleibt“. – Eine Mahnung! Da halte ich mich doch besser an die einfacher zu verdauenden Identitätsbezeu-

gungen im Jubiläumsjahr: kaufe beim Bäcker Wohlgemuth auf der Metzgergasse Hesse-Knauzen und beim Metzger Blum Hesse-Kringel und Hessestengel, „mager, frisch aus dem Rauch.“

Menschen mit Körben gehen zum Markt. Sie gehen am Mezzanin vorbei. Es könnte noch heute als Unterschlupf erhalten, doch keinen Angriffsfall durchhalten. Ich verbiete mir solche Gedanken. Hier ist Frieden. Es ist Frühling. Und die Menschen benehmen sich, als würden sich allesamt kennen und mögen.

Da ist auch einer der Stadtstreicher. Er tritt zur Plastik vor der Sparkasse, umarmt und küsst die Figurengruppe, zieht seine Jacke aus und legt sie einem der beiden Männer um die Schultern, setzt dem anderen die Mütze auf und hängt der Frau sein Marschgepäck über. Nun feuert er die Gruppe an, zu gehen. Aber die Figuren bewegen sich nicht. Er knufft sie, schubst sie. Sie rühren sich nicht – im Gehen erstarrt. Nein, fremd sind sie hier nicht, fremd bin auch ich hier nicht. Und für einen Moment wünsche ich mir, aus Metall zu sein.